

|                     |   |
|---------------------|---|
| <b>Zeitschrift:</b> | Das Schweizerische Rote Kreuz   |
| <b>Herausgeber:</b> | Schweizerisches Rotes Kreuz   |
| <b>Band:</b>        | 70 (1961)   |
| <b>Heft:</b>        | 3   |
| <b>Artikel:</b>     | Einige Aufzeichnungen über die Frauenabteilung im Kintambo-Spital in Léopoldville       |
| <b>Autor:</b>       | Branger, Fred   |
| <b>DOI:</b>         | <a href="https://doi.org/10.5169/seals-975022">https://doi.org/10.5169/seals-975022</a> |

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# EINIGE AUFZEICHNUNGEN ÜBER DIE FRAUENABTEILUNG IM KINTAMBO-SPITAL IN LÉOPOLDVILLE

Von Dr. med. Fred Branger

Die zivile medizinische Equipe des Schweizerischen Roten Kreuzes für den Kongo setzt sich zurzeit aus zwanzig Personen zusammen. Chef der Equipe ist der Arzt Dr. W. Schürer. Neben ihm arbeiten im Kintambo-Spital von Léopoldville sechs weitere Aerzte, ferner ein Apotheker, zwei Laboranten, drei Krankenpfleger, ein Administrator, ein Fourier, ein kaufmännischer Mitarbeiter sowie ein Mechaniker. Ferner hat die Equipe dem «Depôt central médical pharmaceutique», einem ausgedehnten Unternehmen, das den ganzen Kongo mit Medikamenten, Arzneimitteln und Sanitätsmaterial beliefert, zwei Apotheker und der Delegation des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz für den Kongo einen Chirurgen als Chefarzt zur Verfügung gestellt. Auf jedem Posten leisten unsere Landsleute grosse, sehr anerkannte Arbeit, doch die belastendste Arbeit ist wohl jene des Gynaekologen im Kintambo-Spital, der auch nachts oft nicht zur Ruhe kommt und jederzeit zu Notfällen gerufen werden kann. Nachfolgend publizieren wir einige Fragmente aus den Aufzeichnungen des kürzlich zurückgekehrten Gynaekologen Dr. Fred Branger von Grenchen, dem seine Tätigkeit im Kintambo-Spital ans Herz gewachsen war und der sich durch die Neuheit der Erfahrungen und den Umgang mit einer ihm bisher fremden Rasse sehr bereichert fühlt.

Die Redaktion.

In meiner Station, der Gynaekologie, führt der Weg zum Wohlwollen der schwarzen Mutter über das Kind. Will ich photographieren und dabei nicht auf Ablehnung stossen, muss ich lächelnd zur Mutter sagen: *Mama, muana munene kitoko mingi mingi*, was in unserer Sprache heisst: Mutter, dein Kind ist sehr kräftig und schön. Das ist das Zaubertext, das Sesam öffne dich! Sofort strahlt die Frau, hält mir ihr Kind entgegen, und ich darf meine Kamera auch auf jedes andere beliebige Ziel richten.

\*

Das Kind bedeutet aber auch dem jungen Vater alles. Bis es da ist, gebärdet er sich genau so aufgeregert und ungeduldig, genau so bis zum Zerreissen gespannt wie die jungen Väter bei uns. Und ist das Kind da, betrachtet er es hingeben und zärtlich, und ihm scheint, es sei das schönste und wohlgestaltete und schwerste und kräftigste Kind. Diesem strahlenden Glück begegne ich täglich. Auch heute. Ich habe ein reichliches Tageswerk hinter mir, einige Notfälle operiert; sehr müde, etwas benommen, überquere ich den Hof und öffne die Tür meines Wagens, als sich ein junger Vater in überströmender Freude auf mich stürzt und darauf besteht, dass ich mir seinen ersten Sohn ansehe. Solche Schönheit! Diese Wohlgestalt! Solch ein Wunder! Darf ich diesem Vaterstolz widerstehen? Uebermüdet folge ich dem vorausstürzenden Vater zum Bett der jungen Mutter, auf deren breitem Gesicht dieselbe Freude und derselbe Stolz leuchten und es seltsam verschönern. Auch ich beuge mich übers Kind und bestätige, dass es sich in der Tat um ein ausgesprochen schönes und gesundes Kind handelt. Ich lasse eine wunschlos glückliche Familie zurück.

\*

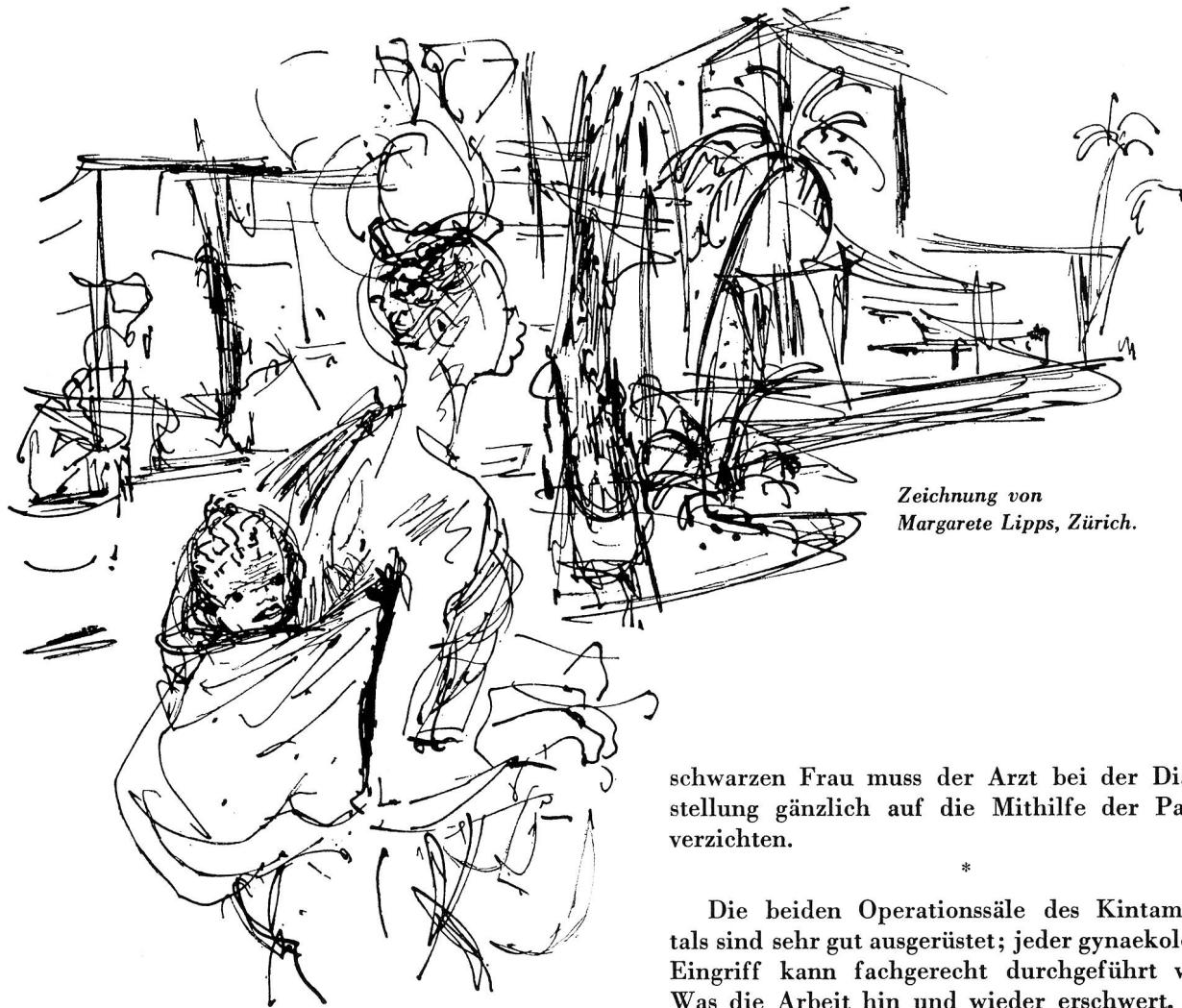
Die Bewegungen der schwarzen Frauen sind Rhythmus, Musik. Ertönen irgendwo der dumpfe

Schlag des Tam-Tam oder Takte einer Melodie, beginnen die Hüften zu kreisen, Hände, Arme, Beine, jeder Nerv, jeder Muskel sich den Klängen und Rhythmen hinzugeben. Selbst gewöhnliches Händeklatschen genügt zu unmittelbarer rhythmischer Bewegung. So forderte ich heute eine Patientin, die ich nach schwerer Operation und längerem Spitalaufenthalt nunmehr aus der Pflege entlassen konnte, im Spasse auf, uns zum Abschied etwas vorzutanzen. Sofort setzten sich die andern Frauen in ihren Betten auf und begannen, wie in geheimem Einvernehmen, denselben Takt in die Hände zu klatschen und im Rhythmus des Klatschens «Eh, Mama! Eh, Mama!» zu rufen. Unmittelbar setzte der Tanz ein. Erst tanzte nur die Geheilte. Doch eine Frau nach der andern stieg aus dem Bett und begann, sich im Takte zu wiegen. Als sich dann aber zwei vorgestern Operierte anschickten, ebenfalls aus dem Bett zu steigen, musste ich energisch einschreiten und das Weitertanzen verbieten.

\*

Heute haben wir eine Albino, eine jener Unglücklichen mit angeborenem Farbstoffmangel, operiert. Wie alle einfachen Völker empfinden auch die Neger des Kongo den Albino als unheimliches Wesen, das sie eher meiden, fast ächten. So lebt denn dort ein Albino in der Regel wie verstossen und sehr einsam. Oft versuchen sie, ihr Aussehen durch Haarfärben jenem ihrer Mitschwestern anzupassen, was indessen oft das Unheimliche ihrer Erscheinung noch unterstreicht.

Neueintretende Patientinnen werden im Krankensaal fast immer kameradschaftlich aufgenommen, die Neue wird sofort von der Wärme freundlichen Entgegenkommens umgeben und fühlt sich darin wohl und geborgen. Rasch gehen Rede und Gelächter von Bett zu Bett. Ob wohl diese freundliche Wärme so stark war, um auch eine Albino zu



Zeichnung von  
Margarete Lipps, Zürich.

umfassen? Ich war sehr gespannt. Doch nein. Alle wandten sich — wiederum wie in geheimem Einvernehmen — von ihr weg, hoben auch nicht ein Zipfelchen des sie trennenden Vorhangs der Vorurteile. Sie aber lag da, völlig in sich selbst zurückgezogen, still, unbeteiligt und erschütternd einsam.

\*

Unsere Schweizer Heimat interessiert die Schwarzen. Immer wieder stellen sie Fragen. New York ist für sie ein Begriff, die Schweiz nicht. Wenn ihr wieder heimgeht, müsst ihr über New York reisen? Gibt es in eurem Lande viele Affen? Nein? — Sie klatschen vor Verwunderung in die Hände. — Aber sicher Krokodile? Auch nicht? Was für ein Land! Was gibt es denn bei euch?

\*

Es ist schwierig, von den Frauen einigermassen genaue Angaben über den Sitz der Schmerzen zu erhalten. «Ein Tier fährt mir im Bauch herum», ist die übliche Antwort, wenn sie Leibscherzen verspüren. Allerdings sind die Eingeweide vieler Schwarzer wahre Tiergärten einer unglaublichen Vielfalt von Würmern. Diesbezüglich haben sie mit der Annahme, ein Tier fahre ihnen im Bauch herum, schon recht. Doch ist es in der Regel etwas anderes, das die Schmerzen verursacht. Bei der

schwarzen Frau muss der Arzt bei der Diagnosestellung gänzlich auf die Mithilfe der Patientin verzichten.

\*

Die beiden Operationssäle des Kintambo-Spitals sind sehr gut ausgerüstet; jeder gynaekologische Eingriff kann fachgerecht durchgeführt werden. Was die Arbeit hin und wieder erschwert, ist der mangelnde Nachschub an Wäsche und Verbandmaterial. Es kommt vor, dass plötzlich während einer Operation Gazetupfer und Abstopftücher ausgehen, auch einmal ein notfallmässiger Kaiserschnitt hemdärmlig ohne sterile Operationsschürze gemacht werden muss.

\*

In unsern Krankensälen geht es meistens sehr lebhaft zu, da sich die Angehörigen der Kranken im Saal — wenn wir Glück haben, im Hofe — häuslich niederlassen. Sie sorgen für ihre Ernährung selbst. Beim Betreten der Frauensäle muss man aufpassen, um nicht auf ein herumkriechendes Kleinkind zu treten oder plötzlich von kleinen Händen am Hosenbein erwischt zu werden, an dem ein kleiner Wuschelkopf sich aufzurichten versucht. Denn überall kriechen Bübchen und Mädchen herum, unter dem Bett der Mutter durch zum Nachbarbett. Grössere Kinder tollen herum, kleinere ziehen sich am Bett der Mutter hoch, zupfen an den Drains, versuchen sie aus der Wunde zu ziehen. Ständig muss der Arzt befürchten, es könnten sich aus diesem Tohuwabohu Komplikationen für die Frischoperierten ergeben.

Heute nachmittag wurde ein kleines Mädchen mit einer schweren Schädelfraktur von vierzig Verwandten ins Spital gebracht, die den ganzen Pavillon bevölkerten, um dem Kind beistehen zu kön-

nen. Schreitet man nachts noch einmal durch die Säle, kauert hier ein Vater am Bett des Kindes, dort ein Mann in der Nähe der erkrankten Frau, hier gar die Grossmutter am Schmerzenslager der jungen Enkelin. Oft schläft das gesunde Kleinkind, wohlig eingeschmiegt, in den Armen der kranken Mutter.

In einem Männersaal lag ein verwundeter kongolesischer Leutnant. Seine Ordonnanz, noch fast ein Knabe, sass Tag und Nacht an einem kleinen Tisch in seiner Nähe, den Blick unentwegt auf den fiebernden Vorgesetzten gerichtet. Beim geringsten Zeichen stand er auf, um dem Verwundeten etwas zu holen oder ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Ablösung gab es keine.

\*

Nicht immer ist es den Frauen erwünscht, dass ihr Mann sie zu oft besucht. Ja, sehr leicht entflammt der Streit zwischen Frau und Mann. Durch die harte körperliche Arbeit sind die Frauen sehr kräftig und komplimentieren die Männer hie und da nicht gerade sanft zum Pavillon hinaus. So war ich heute Zeuge, wie eine Frau vier Tage nach einer schweren Operation ihren Mann nach einem Wortwechsel kraftvoll-handgreiflich zur Tür hinauswarf, ruhig wieder ins Bett stieg und die Unterhaltung mit der Nachbarin fortsetzte.

\*

Unter den Frauen selbst gibt es nur selten Streit. Immer geht es laut und heiter zu. Die eine stillt, die andere schwatzt, die dritte ruft den Kindern etwas zu oder versucht, sich durch den Lärm mit gesteigerter Lautstärke bei der Patientin am andern Ende des Saales verständlich zu machen. Sie sind auch gütig und hilfsbereit zueinander. Ist eine sehr junge Frau noch schüchtern und wagt es nicht, dem fremden Arzte Red und Antwort zu stehen, so darf er sicher voraussetzen, die erwartete Antwort vom nächsten oder übernächsten Bett zu erhalten.

\*

Dankbare Verwandte pflegen ab und zu etwas für uns Aerzte mitzubringen: eine Ananas, einige Eier, ein Huhn. Eine Frau wollte mir heute eine ganz besondere Freude bereiten und brachte mir behutsam eine der Delikatessen ihres Stammes: eine Blechbüchse voll schwarzgrüner Raupen. Ge spannt stellte sie die offene Büchse mit den haargen Viechern vor mich hin und wollte sie gleich für mich rösten. Was tun? Die freudige Teilnahme der Frau war zu gross, als dass ich mich dem Genusse hätte entziehen dürfen. Gerade als ich mich zum Verzehren der gerösteten widerlichen Biester innerlich durchgerungen hatte und mit spitzen Fingern die erste Raupe ergriff, rettete mich ein dringender Ruf in den Operationssaal davor, diesen Leckerbissen zu kosten.

Nach der Operation — schon waren die Raupen meinem Gedächtnis völlig entschwunden — führte mich ein Hilfspfleger zum Eisschrank, wo die Raupen, sorgfältig aufs Eis gelegt und erstarrt, dar-

auf warteten, von mir genossen zu werden. Ich nahm sie mit und liess sie, sobald ich ohne Zeugen war, raschestens verschwinden.

\*

Heute war ich einmal mehr Zeuge davon, wie heftig, wie elementar wild die Trauer den Neger überfällt. Ein Kind war zu spät eingeliefert worden und konnte nicht mehr gerettet werden. Kaum hatte es ausgelitten, riss der Vater den kleinen Körper aus dem Bett, schrie auf wie ein Tier. Die Mutter, erst erstarrt, schrie mit, grell, durchdringend. Dabei riss sie sich die Kleider vom Leib, entblöste die Brust, hämmerte mit kurzen harten Schlägen ihren ganzen wilden hemmungslosen Schmerz darauf. Die unmenschlichen Schreie begleiteten mich bis in den Operationssaal. Ich wusste, sie würden bald verstummen, denn der Schmerz der Schwarzen ist elementar, urgewartig, aber glücklicherweise von kurzer Dauer.

\*

In unserem Spital — wie übrigens in jedem Betrieb, in dem Schwarze arbeiten — ist das Bewusstsein für Hierarchie sehr stark entwickelt. Bittet man einen Infirmier, etwas zu tun oder zu holen, gibt er unsere Bitte als Befehl an den Aide infirmier weiter, wenn er findet, die von ihm verlangte Arbeit stehe unter seiner Würde. Der Aide infirmier seinerseits gibt den Befehl an den Secouriste weiter, weil auch er sich für diese Arbeit zu gut hält. Leider kann dann dieser den Befehl nicht mehr weiterleiten und tut oder holt dann das Gewünschte.

\*

Für die weissen Franziskanerinnen, die im Kintambo-Spital weiter ausharren, empfinden wir alle grösste Bewunderung und Hochachtung. Unter vielen persönlichen Opfern und Gefahren leiten sieben dieser Schwestern den ganzen Spitalbetrieb. Tag und Nacht sind sie immer bereit, Lücken zu schliessen und dort zu helfen, wo die Not am grössten ist. Trotz Schwierigkeiten verrichten sie die Arbeit ruhig, mit Hingabe, mit gleichbleibender Freundlichkeit und Gelassenheit und bilden für uns ein Element absoluter Zuverlässigkeit in einer Welt der Nichtzuverlässigkeit. Und wie diese Ordensfrauen im Spital unentwegt auch in schwierigster Lage ihre Pflicht tun, so führen auch ihre Mitschwestern des kleinen Klosters ihre Aufgabe weiter, als gäbe es keine Feindschaft, kein Chaos, keine Bedrohung. Unentwegt begeben sie sich frühmorgens in die von den Franziskanerinnen betriebenen Mädchenschulen. Ruhig und freundlich unterrichten sie Tag für Tag 1600 ihnen anvertraute schwarze Mädchen, die sie nicht nur lesen, schreiben und rechnen lehren, sondern ihnen auch Näh-, Strick- und Kochunterricht erteilen. So kann der Unterricht für diese Mädchen weitergehen, weil einige Schwestern unermüdlich und selbstlos die ihnen auferlegte Pflicht an den schwarzen Mitmenschen erfüllen.